

Die Sprüche der Weisheit von Omar Khayyam [Schluss]

Autor(en): **Preconi, Hector G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-763971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SPRÜCHE DER WEISHEIT VON OMAR KHAYYAM

Deutsch von HECTOR G. PRECONI

(Schluss.)

XXXIII.

Oft fühlt mein Geist im Käfig grimme Pein,
mit Wasser und mit Schlamm vermischt zu sein.
Doch fiel' ich, wollt ich selber mich befrein,
am Weg der Satzung über einen Stein.

XXXIV.

Mir steht nicht Hölle und nicht Himmel offen,
erschaffen ward ich aus gemeinen Stoffen.
Ein Ketzer bin ich, hässlich wie die Huren
und ohne Glauben, Glück und Himmelshoffen.

XXXV.

Getrost! Er hat dich schon geborgen gestern,
er kannte keine deiner Sorgen gestern.
Sei fröhlich! Dein Gebet ward nicht erhört,
er sorgte für dein Heut und Morgen — gestern.

XXXVI.

Saß einer einsam auf dem dürrn Feld,
hatte den Glauben nicht, noch Glück und Geld,
nicht Gott und Wahrheit, Sicherheit und Recht.
Wer wagte das in der und jener Welt?

XXXVII.

Der Freund, dem du am sichersten vertraut,
er ist dein Feind, wenn du ihn ganz durchschau't.
Drum bleibe lieber deinen Freunden ferne,
denn heute reden alle viel zu laut.

XXXVIII.

Selig der Mann, dem Einsamkeit genug,
der niemals seidene Gewänder trug,
der wie ein Greif zum Himmel aufgeflogen,
statt wie die Eule sitzt in Lug und Trug.

XXXIX.

Vom Erdenland durch sieben Tore trug
mich auf Saturnus Thron der Geisterflug.
Und manches Rätsel löst ich unterwegs,
Bis ich umsonst nach Tod und Schicksal frug.

XL.

Da war kein Schlüssel und doch eine Tür.
Da war ein Schleier, undurchsichtig schier.
Von ‚mir‘ und ‚dir‘ vernahm ich kurze Rede
hindurch und dann nichts mehr von dir und mir.

XLI.

Laut schrie ich da zum Himmel mein Begehrt:
— Wie heißt die Leuchte überm dunklen Meer,
die manchmal nächtens deine Kinder sehen? —
— Blindes Verstehen! — kam ein Echo her.

XLII.

Dem Sperber gleich hab' ich das Licht erklommen,
aus dieser Rätselwelt den Flug genommen.
Doch konnt' ich keinem mein Geheimnis sagen
und leise ging ich fort, wie ich gekommen.

XLIII.

Einst nahm ich meinen Krug, ein altes Stück
aus Ton, zu kosten das geheime Glück:
und einer Lippe Murmeln — Da du lebst,
so trink! Vom Tode kommst du nicht zurück. —

XLIV.

Der Krug, von dem die leise Antwort kam,
der lebte einst und kannte Lust und Gram.
Die kalte Lippe, die ich küsste — weißt du
wie heiße Küsse einst sie gab und nahm?

XLV.

Denn eines Tages sah ich einen Mann,
dem nasser Ton durch starke Finger rann.
Es flüsterte mit längst erloschnen Zungen:
— Sei gnädig, Bruder, rühr uns sanfter an! —

XLVI.

Und kennst du nicht die Kunde, ewig alt,
die von Geschlechtern zu Geschlechtern halt?
dass einst aus einem Klumpen nassen Tons
Der Schöpfer schuf die menschliche Gestalt?

XLVII.

Am Abend gestern, als ich voll von Wein,
zerschlug ich meinen Krug an einem Stein.
Da flüsterte der Krug: ich war wie du,
und wie ich bin, so wirst du wieder sein.

XLVIII.

Du schlugst den Krug mir aus der Hand, mein Gott!
verschlossest mir das selige Land, mein Gott!
Den Wein trank Ich (füllt mir den Mund mit Asche!)
und Du verlorest den Verstand, mein Gott!

XLIX.

Was soll ich knien und beten in Moscheen?
Lieber ein Rausch, und müsst' ich betteln gehn.
Trinke, Khayyam, dass einst aus deinem Staube
nur Kannen, Krüg' und Becher auferstehn.

L.

Im Paradiese sollen Huris sein,
man sagt, es gebe Honig dort und Wein.
Warum denn Wein und Weiber uns verbieten,
wenn Weib und Wein der Himmelslohn allein?

LI.

Im Traum erschien ein Weiser mir und sprach:
— Was liegst du hier wie tot? Steh auf! erwach!
und trink! Im Schlaf erblüht dir keine Rose,
du schläfst noch lang genug im Grabgemach.

LII.

Zum Herrn Muhammed sagt, dem Haschemiten,
ich lass ihm Gruß und Huldigung entbieten:
— Warum hast du die saure Milch erlaubt
und wolltest doch den klaren Wein verbieten? —

LIII.

Geht zu Khayyam und grüsst und fragt ihn an:
— Wo schrieb ich das Verbot, du Narr, und wann?
Nur für die Toren ist der Wein verboten,
Khayyam, doch nicht für einen weisen Mann! —

LIV.

Ich trinke nicht aus bloßer Lust am Wein,
noch um den Glauben zu verhöhnen — nein,
nur einen Augenblick mein Selbst vergessen,
nur das will ich im Rausche, das allein.

LV.

Den Zechern bin ich Führer allezeit,
mit jedem Recht lieg' ich in offnem Streit.
Und ich bin's, der die langen Nächte durch
zu Gott hinauf des Herzens Leiden schreit.

LVI.

Wir ehren des Korans erhabnes Wort,
Allein wir lesen ihn nicht immerfort.
Doch überall und immer wieder liest man
das klare Sprüchlein an des Bechers Bord.

LVII.

Nur für die Schönen halt den Krug bereit,
die gerne lachen, freundlich und gescheit.
Trink nicht zuviel, red' nicht davon mit Andern,
trink im geheimen nur von Zeit zu Zeit.

LVIII.

Du musst dich vor der Leute Schar verbergen,
musst Alles, was geheim und wahr, verbergen.
Gib Acht, was du den andern Menschen sagst:
du musst die Hoffnung immerdar verbergen.

LIX.

Vor Gott ist jegliches Geheimnis klar,
er weiß der Adern Zahl, und Haar um Haar.
Mit Heuchelei magst du die Menschen täuschen,
doch ihn nicht, dem dies alles offenbar.

LX.

Es ziemt sich nicht, an jedes Tor zu schlagen,
und Gut und Böse musst du ruhig tragen.
Das Schicksal warf am Himmelsbrett die Würfel.
Getraust du dich, das hohe Spiel zu wagen?

LXI.

Wir sind das letzte Ziel der ganzen Welt.
Das Auge Gottes wird durch uns erhellt.
Die Welt ist wie ein runder Siegelring —
Wir sind der Stein, der ihn zusammenhält.

LXII.

Aus Sternen glänzt am Himmel hell ein Stier,
tief unterm Boden steht dasselbe Tier.
So nimm nun Weisheit an und merke dir:
zwischen den Ochsen sind nur Esel schier.

LXIII.

O Mensch, dein Leib aus Fleisch und Haut ist nichts!
der Himmel, neunfach aufgebaut, ist nichts!
Nutze die Zeit zur Lust! Der Augenblick,
dem unser Leben angetraut, ist nichts.

LXIV.

Wie viele seh' ich, die von Schlaf befangen,
und die im Grab nach Schlummer noch verlangen.
Wie viele schau ich in der Wüste Nichts,
die noch nicht kamen, die schon weggegangen!

LXV.

O, ließ' uns Gott die rechte Straße gehn
und uns zuletzt den Ort der Ruhe sehn!
O, könnten wir in hunderttausend Jahren
wie grünes Gras vom Boden auferstehn!

LXVI.

Der Trank des Seins wird trüb und wieder klar.
Dein Kleid ist Seide oder rauhes Haar.
Für einen Weisen sind das keine Wunder —
doch scheint dir nicht das Sterben wunderbar?

LXVII.

Lebt einer glücklich in der Welt — was dann?
bis ihm der letzte Tag verfällt — was dann?
Wenn einer fröhlich hundert Jahre lebte
und hundert Jahre noch erhält — was dann?

LXVIII.

Wer nur erkannte die Vergänglichkeit,
ist gegen Schmerz und Lust und Qual gefeit.
Da Gut und Böse dieser Welt einst enden,
was soll uns jede Lust und jedes Leid?

LXIX.

Dir hat das Schicksal Unheil nur gebracht
und träumst von sieben Himmeln oder acht!
An den verfloss'nen Tag und an den andern,
der kommen soll, hab' ich noch nie gedacht.

LXX.

Hat für zwei Tage Einer Brot genug
und einen Tropfen Wasser noch im Krug,
warum soll seinesgleichen denn gehorchen
ein solcher Mann, mit welchem Recht und Fug?

LXXI.

Bring Wein! noch ungestillt ist mein Verlangen,
der Garten noch vom Schleierdunst umfangen.
Zur Ruhe ist zu früh die Nacht, mein Freund!
Komm, trinke, bis die Sonne aufgegangen.

LXXII.

Der Tag ist da! Nun schlag die Augen nieder
und sing' zur Harfe deine Liebeslieder.
O Quell der Wonne! Kurz ist dem das Leben,
der lange schläft. Die Zeit kehrt keinem wieder.

LXXIII.

Die Rose wie ein Mädchen lieblich schien.
Der Wein war Seelentrost und Lichtrubin.
Stets ist der Hauch des Glücks mir fremd geblieben
und manchmal war mir doch als kennt' ich ihn.

LXXIV.

Du hast nur das, was er vorausgewusst.
So halte Maß in Sehnsucht und in Lust.
Mach nicht zu schwer dein Herz — der letzte Kampf
ist, dass du Alles doch verlassen musst.

LXXV.

Wer schuf in Liebesglut das Meisterstück,
der Augen, Arme, heißer Busen Glück?
Und wessen Hand führt dann in wildem Hasse
die eigne Schöpfung in das Nichts zurück?

LXXVI.

Wenn mich die Guten oder Bösen fragen,
so muss ein kurzer Spruch mein Wissen tragen.
Ich kann den Ort nicht schildern, den ich weiß,
und mein Geheimnis darf ich euch nicht sagen.

LXXVII.

Vielleicht trennt Wahr und Unwahr nur ein Haar.
Ein einzig Elif macht dir alles klar.
Wenn du es fändest, wär' es wie ein Schlüssel
zum Schatzhaus und zum höchsten Meister gar.

LXXVIII.

Der jede Schöpfungsader noch so zart
durchflutet mit geheimer Gegenwart,
der alle Formen hat vom Mohn zum Monde —
wenn sie vergehn und welken: Er beharrt.

LXXIX.

Bald wehrt Dich allen Blicken eine Mauer,
bald zeigst Du dich, in Bildern ohne Dauer.
Nur Dir allein erschufest Du die Welt,
da Du das Schauspiel bist und der Beschauer.

LXXX.

Der Tropfen klagte, weil er fern vom Meer.
Da lacht das Meer: — Bist ferne nimmermehr.
Denn alle sind wir Gott. Ein winzig Pünktlein
trennt dich von mir und bringt dich wieder her. —

LXXXI.

Warum, warum so lang nach Zweck und Ziel
herum sich streiten und ereifern viel?
Besser die Beeren pflücken von der Traube
als traurig sein vor einem leeren Stiel.

LXXXII.

Füll mir das Glas! Es sei dem Tag geweiht.
Schnell gleitet unter uns hinweg die Zeit.
Das Gestern tot, das Morgen ungeboren...
Was tut's, wenn nur das Heute schön gedeiht.

LXXXIII.

Ihr Freunde, kommt zum Hochzeitsfest und schaut:
ich hab' ein neues Weib mir angetraut.
Ich ließ mich von der dünnen Weisheit scheiden
und nahm der Rebe Töchterlein zur Braut.

LXXXIV.

Wir klatschen Takt und klopfen: komm und tanz,
komm, lass uns trinken beim Narzissenglanz.
Mein Glück ist zu gering nach zwanzig Bechern,
bei sechzig wird es erst vollkommen ganz.

LXXXV.

Wo ist von unserm Feuer denn der Rauch?
Von unserm Gold, wo sind die Zinsen auch?
Sie höhnen, weil ich in der Schenke liege —
Wo ist die Schenke denn und wo der Schlauch?

LXXXVI.

Nur Trunkne hören, was die Rose spricht —
ein Tor, ein enges Herz vernimmt es nicht.
Verrate nicht das seltene Geheimnis:
im Rausche schauen wir das hellste Licht.

LXXXVII.

Verliebt und trunken sind wir allesamt,
die in der Schenke sitzen. Sei verdammt,
was Gut und Böses, was Traum und Überlegung.
Vernunft wird Unsinn, wenn wir so entflammt.

LXXXVIII.

Hoch lodert meiner Liebe Flammenkuss —
Die Seele spricht, die Zunge schweigen muss.
O großer Gott, ich bin verdorrt vom Durste
und vor mir fließt ein klarer frischer Fluss.

LXXXIX.

Von Zechern sei die Schenke nimmer leer!
Bringt mir des Muftis blauen Mantel her,
reißt ihn in Stücke, werft ihn auf die Scheiter,
dass ihn des Herdes helle Glut verzehr!

XC.

Ich sah den Scheik betrunken heimwärts hinken,
den Teppich überm Arm, den Krug zur Linken.
Da sagt' ich ihm: — Was heißt denn das? — Und er:
— Die Welt ist Wind, mein Freund, komm, lass uns trinken. —

XCI.

Ich weiß, dass Sein und Nicht-Sein nur ein Schein,
ins Denken drang ich bis zum Grund hinein.
Und dennoch gäb' ich all mein Wissen hin
für einen Rausch, für einen Krug voll Wein.

XCII.

Ein Becher Wein gilt mir das Reich Kavûs',
den Sultansthron und alle Schätze Thûs'.
Und lieber als der Heuchler Stöhnen ist
ein Liebesseufzer mir als Morgengruß.

XCIII.

Einst war ich in der Schenke ganz allein,
da kam ein Engel leis zur Tür herein.
Trug eine große Schale auf den Schultern
und hieß mich kosten draus: und es war Wein.

XCIV.

Der Wein, vor dessen Logik unbedingt
der zweiundsiebzig Sekten Streit verklingt.
Der Alchemist, der mit dem Zauberworte
des Lebens Blei zu purem Golde zwingt.

XCV.

Der große Mahmud, ewig unbesiegt,
der mit der Seele auf zum Himmel fliegt,
vor dessen Zauberschwert die schwarze Horde
der Furcht und Sorge flieht und unterliegt.

XCVI.

Siehst du im Ost den blauen Dämmerchein,
so nimm den Krug zur Hand und schenk uns ein.
Es heißt, die Wahrheit schmecke herb den Menschen,
so ist vielleicht die Wahrheit selbst der Wein?

XCVII.

Die Guten sehn im Wein nur Tugend mild,
die Bösen nur Verbrechen, feig und wild.
Untrüglich ist der Wein des Lebens Spiegel,
denn jeder sieht in ihm sein Ebenbild.

XCVIII.

Zur Dirne sprach der Scheik: — Du bist voll Wein,
du läufst doch jedem gleich ins Garn hinein. —
Die Dirne drauf: — Ich bin, was du gesagt,
doch ist bei dir auch Wirklichkeit der Schein? —

XCIX.

Komm, lass die Welt, die nur nach Unruh zielt,
den Weisen, dessen Aug' im Zanke schießt.
Komm! Lagre dich mit mir, fern vom Getriebe,
und spiel mit dem, was auch mit dir nur spielt.

C.

Sei weise so, in Torheit zu versinken,
nimm Wein von denen, die da Wahrheit trinken.
Doch du bist töricht und kein reiner Tor,
da dir der Torheit Wonnen noch nicht winken.

CI.

Komm, lass die Weisen reden, setz dich nieder,
das Leben ist so kurz und süß der Flieder.
Nur eins ist sicher und der Rest ist Trug:
Verwelkte Blumen blühen niemals wieder.

CII.

Es stand einst auf dem Mauerwall von Thûs
ein Vogel vor dem Schädel Khey Kavûs'
und klagte: — Ach wo bleibt der Fahnen Klirren,
Wer rührt im Takt der Flöte noch den Fuß? —

CIII.

Die Edelsten, die je die Welt gelehrt,
die man noch jetzt als leuchtend Licht verehrt,
sie blieben in der Finsternis. Nur Märchen
erzählten sie und sind dann heimgekehrt.

CIV.

Oben und Unten, Innen, Außen, sieh!
ist nur ein Zauberbild der Phantasie!
Wie eine Kerze steht darin die Sonne,
als Schattenbilder schweben wir um sie.

CV.

Zu Staub ward alles, was von je geschah,
und dennoch endet jedes Ding auf —Ja—.
Denn was du bist, das sollst du immer bleiben.
Ein Nichts, ein Schatten bist du dort und da.

CVI.

Am Strande blühen die Rosen hell im Licht.
Verschmäh Khayyams Rubinenrebe nicht!
Und wenn der Engel mit dem dunklern Tranke
dir naht, so nimm ihn und erbebe nicht.

CVII.

Ein großes Schachbrett ward aus Nacht und Tag,
wo das Geschick mit Menschen spielen mag.
Es stellt sie auf und bietet Schach und Mat
Und legt dann jeden wieder wo er lag.

CVIII.

Bald fliegt der Ball im Spiel nach rechts hinein
und bald nach links, und weiß nicht —Ja— noch —Nein—.
Nur Er, der dich ins Feld hineingeworfen.
Er weiß, Er weiß es alles, Er allein.

CIX.

Der Finger geht und schreibt in steter Eile
ins Buch des Schicksals. Und von deinem Teile
kannst du mit Weisheit nicht und Liebe, nicht
mit Tränen tilgen eine einz'ge Zeile.

CX.

Die leere Himmelsschale geht im Kreise,
darunter schleichen wir, gebückt und leise.
Heb nicht zum Himmel dein Gebet! Er geht
wie du und ich ohnmächtig seine Reise.

CXI.

Die wie ein Schmuck am hohen Himmel stehn,
sie kommen, blühen wieder und vergehn.
Am Saum des Himmels und im Schoß der Erde
ist alles Sterben nur und Auferstehn.

CXII.

Der letzte Mensch kam aus dem ersten Ton,
die erste Saat vom letzten Herbst schon.
Am ersten Schöpfungstag ward eingeschrieben
ins Buch der Rechnung aller Taten Lohn.

CXIII.

Am Schöpfungstage wurde alles Lieben
und jeder Hass auf Tafeln vorgeschrieben.
Den Griffel hat ein blinder Gott geführt
und unsere Müh ist stets umsonst geblieben.

CXIV.

Von diesem Kreis, in dem wir träumend stehn,
hat Keiner Anfang oder End' gesehn.
Und Keiner kam, uns wahrhaft zu berichten
woher wir stammen und wohin wir gehn.

CXV.

Noch Keinem ist ein Schritt hinaus gelungen,
noch Keiner hat das Rätsel ganz durchdrungen.
Torheit in Allem, was vom Weibe stammt,
nur Torheit fand bei Alten ich und Jungen.

CXVI.

Zum Tempel führen zweiundsiebzig Türen,
doch will ich Liebe, Liebe nur erküren.
Was heißt denn Sünde, Frömmigkeit, Islam?
Nur Du allein kannst mich zum Ziele führen.

CXVII.

Die sich in Deine Schönheit ganz versenkt,
hast Du mit Sehnsucht immer neu beschenkt.
Dein Geist kennt keine Sorge, keine Sehnsucht,
und doch ist Keiner, der nicht Dein gedenkt.

CXVIII.

Die Liebe, die auf Erdenwesen ruht,
ist lau wie halberloschne Kohlenglut.
Wer wahrhaft liebt, weiß Wochen nicht und Jahre,
nicht Tag und Nacht, wie Ruh und Schlummer tut.

CXIX.

Am Tage, da der Sterne Licht verblasst,
die Himmel stürzen unter ihrer Last,
da fass' ich dich am Saum und will Dich fragen,
warum Du wieder mich getötet hast.

CXX.

Man sagt, dass unser Freund, von Wut entflammt,
die Sünder einst am jüngsten Tag verdammt.
Sei du getrost! Am Ende ist er milde,
da von der Güte nur das Gute stammt.

CXXI.

Hat mein Gehorsam Deinen Glanz vermehrt?
die Sünde Deine Herrlichkeit versehrt?
Vergib mir, Gott, denn spät ist Deine Rache
und frühe Gnade ist Dir nicht verwehrt.

CXXII.

Erbarmung, Herr, für meines Herzens Scham!
Erbarmung für die Brust voll Leid und Gram!
Vergib den Füßen, die zur Schenke führten,
vergib der Hand auch, die den Becher nahm!

CXXIII.

Khayyam, was willst du weinen denn und schrein,
um deiner Sünden willen, groß und klein?
Wer nie gesündigt, kennt die Gnade nicht,
denn nur die Sünde kann Er uns verzeihn.

CXXIV.

Ich will mich an das höchste Rebschoß klammern
bis hoch ins Licht. Und wenn die Frommen jammern —
mein Schlüssel öffnet eher noch als sie
das schwere Tor zu den geheimen Kammern.

CXXV.

Das Eine weiß ich: ob mich Liebesglut
verlodern lasse oder blinde Wut, —
im Tempel ginge jedes Licht verloren,
der Schenke tut der kleinste Schimmer gut,

CXXVI.

In Kirchen und Moscheen und Synagogen
wird viel von Höll' und Himmelreich gelogen.
Doch nimmer keimt der Same ‚Furcht‘ in dem,
der das Geheimnis Gottes eingesogen.

CXXVII.

Von Huris träumen sie und Himmelshalle,
die Worte strömen stolz im Überschwalle . . .
Und sehen erst, wenn sich der Vorhang hebt,
wie weit, wie weit, wie weit sie von Dir, Alle!

CXXVIII.

Der Du den Menschen ihren Weg auf Erden
mit Gruben und Fallstricken lässt gefährden,
der alles um sie her vorausbestimmt,
Du willst sie strafen, wenn sie sündig werden?

CXXIX.

So wie ich bin, schuf mich Dein Wille frei,
bald hundert Jahre stehst Du mir nun bei.
Nach aber hundert Jahren möcht' ich wissen
ob Sünde stärker oder Gnade sei.

CXXX.

Eh' noch der neue Mond am Himmel stand,
am letzten Tag im Ramazan, befand
ich mich allein in einem Töpferladen,
wo ringsum Krüge hingen an der Wand.

CXXXI.

Und seltsam, in der Töpfe irdnem Zug —
der Eine schwieg, der Andre deutlich frug.
Auf einmal rief da einer ungeduldig:
— Wer ist der Töpfer, sag, und wer der Krug? —

CXXXII.

Ein anderer meinte dann: — Umsonst zog nicht
der Schöpfer aus der Erde mich ans Licht,
wenn er nur, der mir Sein und Form gegeben,
zu Staub und Scherben wieder mich zerbricht. —

CXXXIII.

Da rief ein Anderer in den stillen Raum:
— Ein Kind zerbricht den eignen Becher kaum.
Soll er uns wieder denn in Stücke schlagen,
der uns erschuf in reinem Liebestraum? —

CXXXIV.

Ein langes Schweigen drauf. Dann sprach erbittert
ein altes Krüglein, hässlich und verwitert:
— Sie höhnen mich, weil ich so schlecht und schief —
hat denn bei mir des Töpfers Hand gezittert? —

CXXXV.

Ein Anderer seufzte tief bei jedem Wort:
— Von langen Dürsten bin ich ausgedorrt.
Ich könnte, glaub' ich, wieder ganz genesen,
wär' ich gefüllt mit Trauben immerfort. —

CXXXVI.

Getrost, der Trauermonat geht zu Ende,
auf dass ein junger Mond Erquickung spende.
Schau wie der alte, blass und müd und mager
und gelb vor Hunger schleicht am Firmamente.

CXXXVII.

Willst du mir nicht den Becher geben, Schenke?
den flüssigen Rubin der Reben, Schenke?
Den unschätzbaren Becher heben, Schenke,
und trinken will ich neues Leben, Schenke!

CXXXVIII.

Seit Mond und Sterne hoch am Himmel gehn,
ward nichts so köstlich wie der Wein gesehn.
Ich wundre mich, wenn ich Weinhändler sehe,
was könnten sie noch besseres erstehn?

CXXXIX.

Gib Wein dem Leben, das verlodern will
und wasch mit Wein den Leib, der modern will.
Gib mir ein Leichentuch aus Rebenblättern,
begrab mich dann in einem Garten still.

CXL.

Dass meine Asche selber aus der Gruft
mit Wohlgeruch erfülle rings die Luft,
dass alle Gläubigen, die vorübergehen,
in Ohnmacht fallen vor dem starken Duft.

CXLI.

Die Götzen, die ich lange liebte, haben
mein Ansehn bei den Menschen untergraben,
da sie im Wein die Ehre mir ertränkt
und meinen Namen für ein Liedchen gaben.

CXLII.

Ich sang von Wein und Blumengärten viel,
bis jede Hoffnung mir zu Staub zerfiel.
Doch lass ich nicht den Wein, der mich verführte,
denn meine Straße geh ich bis zum Ziel.

CXLIII.

Die Reue kam aus ihrem Loch gekrochen
und hat mir Krug und Becher noch zerbrochen.
Da wappnete zur Rache sich der Krug
und hat zuletzt die Reue doch gebrochen.

CXLIV.

Wahrhaftig, Reue schwor ich oft zuvor,
doch war ich nüchtern, wenn ich also schwor?
Denn wenn der Frühling seine Rosen schwang,
so brach die Reue mir wie dünnes Rohr.

CXLV.

Ach dass der Frühling schon im Sterben liegt,
der Jugend süßer Liebesquell versiegt!
Die Nachtigall, die in den Zweigen schluchzte,
wer weiß: woher? und wer: wohin sie fliegt?

CXLVI.

Der mich erschuf, frug nicht nach meinem Weh,
sodass ich staunend ob mir selber steh.
Und scheiden muss ich, ohne zu begreifen,
warum ich kam und blieb und wieder geh.

CXLVII.

Ich meinte früher fast in manchen Stunden,
ich hätte jedes Rätsel überwunden.
Doch wenn ich nun mein Leben prüfe: sieh,
es ist dahin und ich hab' nichts gefunden.

CXLVIII.

Wir können nur das Zelt am Himmel sehn,
in dem wir Alle wie gefangen stehn.
Wie Perlen lässt er uns im Becher sprudeln,
der Ewigkeiten Schenke, und vergehn.

CXLIX.

Nun kennst du schon die ganze Welt — ein Nichts.
Was dich betrübt, was dir gefällt — ein Nichts.
Von Anfang bis zu End die Welt: ein Nichts,
Da kauerst du allein im Zelt — ein Nichts.

CL.

Könnten die Liebe und des Schicksals Walten
den düstern Plan der Dinge fest mir halten:
ich schlug in Stücke ihn und wollt' ihn dann
nach meines Herzens Sehnsucht neugestalten.

CLI.

O Saki, sieh die Zeit die Blätter wenden
und mir und dir des Buches Spruch vollenden.
Doch glaub: so lange zwischen dir und mir
der Becher steht, liegt Gott in unsern Händen.

CLII.

Mond meiner Liebe, ewig währt dein Lauf —
nun geht der Mond am Himmel wieder auf.
Wie manchmal wird er mich im Garten suchen
umsonst — und sieht nur Wolken ziehn zuhauf.

CLIII.

Und kommst du leichten Fußes übers Gras
dorthin, wo ich die trunknen Verse las,
gedenke meiner! Lass allein die Gäste
und auf den Boden wirf ein leeres Glas.

* * *

XXXIII. Der letzte Vers dieses Rubai bezieht sich darauf, dass der Selbstmord im Islam sowohl als in den alten persischen Nationalreligionen verboten ist.

XXXVIII. Der Greif ist der *Simurg*, der fabelhafte Vogel, der am Ende der Welt auf dem Gebirge *Kaf* haust.

XXXIX. Die Tore der sieben Himmel; Saturn sitzt auf dem Thron des obersten Himmels.

XLVIII. *Nicolas* erzählt über die Entstehung dieses R., *Omar* habe eines Nachts in Gesellschaft von Freunden, Sängern und Musikanten auf der Terrasse seines Hauses gezecht, als plötzlich ein Windstoß die Kerzen löschte und den unvorsichtigerweise auf Geländer gestellten Weinkrug zu Boden warf, sodass der Inhalt auf die Erde floss. *Omar* erzürnte in seiner Trunkenheit und improvisierte das R. Die Wendung „Füllt mir den Mund mit Asche“, brauchen die Perser bevor sie einen Fluch aussprechen.

LII. und LIII. Diese beiden R. sind die einzigen, die in den persischen Handschriften immer aufeinanderfolgen und in unmittelbarem Zusammenhang gebracht sind. — *Haschemite* heißt der Prophet nach dem Namen seiner Familie. Die ‚saure Milch‘, die er erlaubt ist die in Persien unter dem Namen ‚*Dong*‘ bekannte vergorene und alkoholhaltige Milch, die in Europa *Yoghurt* genannt wird.

LVI. Am Rande der persischen Becher war gewöhnlich ein Trinkspruch aufgemalt oder ins Metall eingegraben.

LXII. Der Astronom *Omar* spricht im ersten Vers von dem Stier im Tierkreis, im zweiten von einem Fabeltier aus der persischen Legende. Nach dieser ruht die Erdkugel auf dem Horn eines Stiers, der auf einem Riesenfische steht, welcher im Weltenmeere schwimmt. Wenn die Last den Stier ermüdet, wirft er die Erdkugel von einem Horn aufs andere, wodurch die Erdbeben erklärt werden.

LXIX. Während die persischen Astronomen die Zahl der Himmel, von denen jeder einen Planeten trägt, auf sieben berechneten, schätzten einige Lehrer des Islam ihre Zahl auf acht.

LXXVII. Deutlicher als sonst weist hier *Omar* auf die Einheit alles Seienden hin. *Elif* ist der erste Buchstabe (Alpha) des arabischen Alphabets; er hat den Zahlwert Eins. So wurde er zum Sinnbild Gottes. Die Gestalt eines geschriebenen Buchstabens ist einem Schlüssel nicht unähnlich. So lässt dieses echt sufische R. eine wörtliche und eine mystische Deutung gleichermaßen zu.

LXXVIII. Im Originaltext steht „Vom *Mah* zum *Mahi*“; wörtlich „Vom Fisch zum Monde“.

XCII. Key Kavûs, einer der Könige Irans, die durch Firdusis Gedichte berühmt geworden sind. Er war der Sohn Key Kobads. Die Stadt Thûs lag in Khorassan; sie war die Residenz mächtiger Fürsten.

XCIV. Die Perser glaubten, es gäbe im ganzen 72 Religionen; ob der Islam in diese Zahl einzubegreifen sei, war eine unentschiedene Frage.

XCv. *Mahmud*, der Gasnewide, an dessen Hof Firdusi lebte; er unterwarf die ‚schwarze Horde‘ der ungläubigen Inder.

